

Benjamin Vahldiek

# **DAS GEHEIMNIS IM MÄRCHENPARK**

Engelsdorfer Verlag  
Leipzig  
2021

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96940-231-3

Copyright (2021) Engelsdorfer Verlag Leipzig  
Alle Rechte beim Autor

Illustrationen und Cover © Benjamin Vahldiek

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)  
[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

18,50 Euro (DE)

## *Prolog*

### ***BALD, BALD, BALD – HIER IM WALD***

Als Herr Egon Wolkenheim auf der Leiter stand, wäre er am liebsten heruntergesprungen und für immer fortgerannt – ohne ihn hätten seine Frau und sein Sohn ein besseres Leben, daran bestand kein Zweifel!

Er würde unter einem neuen Namen in der Wildnis sein Lager aufschlagen. Sein einziger Freund wäre ein gezähmter Dingo. Mit dem würde er unter dem Sternenhimmel sitzen und ihm sagen: »Damals hätte ich fast eine riesige Dummheit begangen. Stell dir vor, ich wollte mit meinem Plan weitermachen – obwohl *sie* mir begegnet ist!«

Doch Herr Wolkenheim erledigte seine Arbeit und brachte das Banner zwischen den Bäumen über dem Kieselsteinweg an.

*Wie kann ich nur an Flucht denken*, sprach er zu sich selbst, während er die Leiter hinabstieg.

*Sei nicht so streng zu dir*, antwortete ihm seine innere Stimme. *Wenn einem so etwas passiert, ist es ganz normal, verrückt zu werden!*

Der Wind rauschte durch die Baumkronen und ließ das Banner flattern. Zum mittlerweile dreiundneunzigsten Mal las sich Herr Wolkenheim die Ankündigung durch, die darauf stand:

»Beerentaler Märchenpark.

Die Sensation für große und kleine Menschen!

Neueröffnung im Juli.«

Nun passierte genau das Gleiche wie die zweiundneunzig Male davor: Herr Wolkenheim bekam glasige Augen und musste grinsen. Allerdings zog es auch in seinem Magen, als ob er Dünnpfiff bekäme.

Waren sämtliche Märchenfiguren aufgestellt? Wurden die Fenster an den Häuschen sorgfältig geputzt? Das war wichtig, denn die Kinder sollten durch die Scheiben beobachten, wie das Tapfere Schneiderlein sieben auf einen Streich erlegt oder Rumpelstilzchen ums Feuer tanzt.

*Ob sie brav bleibt?*

Herr Wolkenheim konnte die Stunden nicht zählen, die er damit verbracht hatte, Puppen zu entwerfen, Holzköpfe zu bemalen und Kulissen zu bauen. Und erst die dicken Umschläge mit Papieren von der Gemeinde Beerental! Was es da zu lesen, auszufüllen und zu unterschreiben gab!

Jetzt war alles besprochen, beantragt und genehmigt – hurra!

Die Lokalreporterin hatte heute Vormittag ihre Fotos geschossen, jeden Augenblick würde die Druckerei die Eintrittskarten bringen. In der Küche der alten Villa am Parkeingang wärmte seine Frau Jolanta gerade Ravioli auf. Und der kleine Radi würde in wenigen Wochen eingeschult.

*Kein Grund zur Aufregung, kein Grund für Fluchtgedanken!*

Morgen würde sich das verschnörkelte Messingtor zum ersten Mal öffnen – dann beginnen andere Zeiten.

»Hm, ob du damit Erfolg haben wirst?«, sprach etwas in Herrn Wolkenheims linkes Ohr.

»Da bin ich mir nicht mehr sicher«, antwortete er der winzigen Gestalt, die auf seiner Schulter saß, »seit ich weiß, dass ich meinen Park ausgerechnet in einem Wald eröffne, in dem jemand *wie du* lebt.«

Die Gestalt machte einen Satz in die Luft, dass lila Glitzerstaub aufwirbelte, und flatterte vor Herrn Wolkenheims Nase herum.

»Welch eine Unverschämtheit! Jemand wie du! Was heißt das, bitte? Dafür müsste ich dich verzaubern: in einen ...« Sie kratzte sich am Kopf. »Wenn ich nicht so aufgebracht wäre, würde mir schon was Passendes einfallen, du Riesengorilla!«

»War doch nur Spaß, liebste Rosa. Irgendwie ist es ...«, Herr Wolkenheim schluckte, »faszinierend, dich zu kennen. Wer kann schon von sich behaupten, eine Elfe zur Untermieterin zu haben?«

»Untermieterin?« Rosa landete auf dem Ast einer Eiche, nahm im Schneidersitz Platz und verschränkte die wurstigen Ärmchen über dem Kugelbauch. »Ich lebe bereits hier, da gab es weder dich noch deine Eltern ... oder deren Eltern! Als ich herkam, war dieser stattliche Baum erst hoch wie ein Rosenstock! Dort drüben war nichts als Erde und Gestrüpp – keine Villa!«

»So alt siehst du gar nicht aus«, sagte Herr Wolkenheim.

»Und heute?«, fragte Rosa, ohne auf seine Worte einzugehen. »Der Putz des Hauses bröckelt längst von den Wänden, die Dachziegeln fallen herab – und wenn im Gebüsch ein Wildschwein pupst, befürchte ich, das ganze Gebäude kracht zusammen!«

Herr Wolkenheim biss sich auf die Zunge, um ernst zu bleiben.

Wie eine Kriegerin, die ihr Volk zur Schlacht aufruft, riss Rosa nun die Wurstarme hoch. »All das habe ich miterlebt! Eine Ewigkeit bin ich schon hier! Deshalb habe ich mehr zu melden als du, töpelhafter Mensch!«

»Schnickschnack«, erwiderte Herr Wolkenheim. »Dieser Ort gehört nun mir. Ich habe ihn von Tante Kunigunde geerbt und kann damit machen, was ich will.«

»Und dir fällt nichts Besseres ein, als einen Freizeitpark zu bauen und Horden von Menschen anzulocken?«

»Horden von Menschen« – die wären bitter nötig, sonst kann ich meinen Kredit nie abbezahlen.«

»Ich denke, du hast geerbt?«

»Das Stück Wald, die Villa und die Ruine auf dem Berg am See – aber kein Bargeld.«

Rosa schaute grimmig. »Deine Kunigunde-Tante war geizig. In der Speisekammer gab es nur Pumpernickel und Dosen mit Ölsardinen. Und ins Haus hat sie auch keine müde Mark gesteckt, wie du uns schwer erkennen kannst. Es würde mich nicht wundern, wenn du in ihrer Matratze ein hübsches Bündel Geldscheine findest – das letzte Hemd hat schließlich keine Taschen.«

Herr Wolkenheim konnte ein Kichern nicht mehr zurückhalten.

»So eine giftige Grinte ist mir selten begegnet«, redete Rosa weiter. »Mit der aufgerollten Zeitung ist sie hinter mir her und wollte mich erschlagen!«

»Das werde *ich* sicherlich nicht tun«, antwortete Herr Wolkenheim. »Ist doch ein Grund, sich zu freuen, oder?«

»Gute Entscheidung. Ich war die Beste an der Schule für Zauberkunst und magisches Wissen, ich kann dir gefährlich werden!« Rosa schnaufte, dass ihr ganzer Körper bebte wie eine Waschmaschine im Schleudergang und ihre roten Zottel-Locken sich noch mehr kringelten als ohnehin schon. »Na gut, die Zweitbeste ... aber das erzähle ich dir ein anderes Mal. Im Grunde genommen dürftest du gar nicht wissen, dass es mich gibt!«

Aus Herrn Wolkenheims Kichern wurde ein Lachen aus voller Kehle: »Das wäre in der Tat weniger nervenaufreibend für mich. Nur schloss ich ausgerechnet dann meinen Süßigkeitenwagen auf, als eine freche Elfe mit ihrer Rübe in der Bonbonmischung steckte.«

»Was hat man denn sonst noch vom Leben?«, fragte Rosa.

Herr Wolkenheim wischte sich die Augen trocken und versuchte jetzt, streng zu klingen: »Wenn das herauskommt, riskiere ich meine Lizenz und der Traum vom Märchenpark ist vorbei, bevor er angefangen hat!«

»Ich habe keinen Schimmer, warum du so ein Drama machst.« Rosa streckte ihre Hände aus: »Die wasche ich mir einmal in der Woche mit Morgentau – und *das bisschen* abgeleckte Glasur fällt niemandem auf.«

Herr Wolkenheim schaute auf die Uhr. »Schluss mit lustig! Ich bin der Chef und damit basta! Ist dir klar, dass ich dich sogar rauschmeißen könnte?«

»Das tust du sowieso nicht.« Rosa grientete über beide Spitzöhrchen.

»Wieso?«

»Egon Wolkenheim ist einer mit einem butterweichen Herz – das habe ich sofort gespürt.«

»Meinst du?«

»Weiß ich.« Mit einem Ton, der Herrn Wolkenheim an seine Mutter erinnerte, wenn sie ihn für vergessene Hausaufgaben getadelt hatte, fügte Rosa hinzu: »Ziemlich dumm von dir, in das Freizeitpark-Gewerbe einzusteigen. Niemals schaffst du es, ein Kind wegzuschicken, das zu wenig Eintrittsgeld dabei hat. Du wirst ein Auge zudrücken und es trotzdem reinlassen. Und ein Gratis-Eis legst du oben drauf.« Rosa stand auf und klopfte den Dreck von ihrem Blätterkleid. »Ich wette, in spätestens zwölf Monaten ist der Laden wieder dicht. Möglicherweise hast du schon vorher Reißaus genommen, wenn du merkst, dass in der Ruine ...«

»Lass das meine Sorge sein!« Herr Wolkenheim lief auf den Wagen der Druckerei zu, der gerade in den Waldweg eingebogen war. »Flieg auf deinen Baum, bevor dich jemand sieht ... und denk an unsere Abmachung: Du kannst weiterhin hierbleiben, sofern du dich unauffällig verhältst und vor allem meine Märchenfiguren in Ruhe lässt!«

»Ja, ja, ist gut.« Flügelschlagend machte sich Rosa in das Dunkel der Baumkronen davon. »Zumindest diesen winzigen Jungen mit den frechen Augen könnte ich doch lebendig zaubern, oder? Wir würden uns bestimmt blendend verstehen!«

»Der Däumling bleibt, wie und wo er ist!«, rief ihr Herr Wolkenheim hinterher. »Der steht eins a in seinem Häuschen am Märchen-Rundweg – da steht er gut!«

Rasch kam das Auto der Druckerei näher. Herr Wolkenheim bemühte sich, den Fahrer anzulächeln. Irgendwie hatte er den Eindruck, dass ihm die Elfe noch gehörig Ärger bereiten würde.



# *Vierzig Jahre später*

## *Kapitel 1*

### NEUANFANG

Von unten war Krach zu hören. Nur war das keine Art von Krach, der seit einigen Tagen zu unserem Alltag gehörte: kein Bohren, kein Hämmern, kein Geschirr, das klappernd in die Schränke geräumt wurde.

Es handelte sich um einen klassischen Auftritt meiner großen Schwester Edyta, die darauf bestand, Judy genannt zu werden.

»Edyta Wolkenheim ... das ist kein Name, sondern eine Strafe«, hatte Judy damals gemeint. »Edyta klingt wie Edith. So heißen alte Schachteln, die Eierlikör schlürfen und durch den Türspion glotzen, sobald sich im Treppenhaus etwas regt.«

Wie ein außer Kontrolle geratener Häcksler ratterte Judy von Raum zu Raum unseres neuen Zuhauses, knallte Türen, riss hier eine Schublade auf und wühlte dort in einem Umzugskarton.

»Bruchbudel!«, »Kackdorf!« oder »Arsch der Welt!« waren Wortbrocken, die ich von ihrem Tobsuchtsanfall aufschnappte. Und dabei wollte ich in Ruhe auf dem Bett liegen und an meiner Pro-und-Contra-Liste basteln.

Mit dieser Liste versuchte ich, das Chaos zu beseitigen, das sich wie ein Parasit in meinem Gehirn eingenistet hatte und mich seit Wochen keinen klaren Gedanken mehr fassen ließ. Genauer gesagt: seitdem unsere Eltern uns offenbart hatten, dass wir zu Oma Jolanta und Opa Egon ziehen. Das wäre das geringste Übel gewesen – wenn die beiden nicht hunderte von Kilometern weit weg im schnarchigen Beerental wohnen würden!

Deshalb beschränkte sich meine Pro-Spalte auf einen Eintrag: *eigenes Zimmer unterm Dach*.

Die Contra-Spalte war bereits vollgeschrieben:

- gefühlte drei Milliarden Stunden von meinem alten Zuhause entfernt;
- neue Schule;
- raus aus der Stadt mit äthiopischem Restaurant, Sushi-Bar oder Comicgeschäft ... stattdessen »Schöner Wohnen auf dem Lande« mit »Gaststätte zur Deutschen Eiche«, »Luigis Pizzeria« (Inhaber: Karl-Heinz Sokolowski) und Tante-Emma-Laden;
- Eltern auf dem Ego-Trip, die plötzlich als »Selbstständige« arbeiten wollen.

An sich waren das Gründe genug, um seine Siebensachen zu packen und Mama und Papa zu sagen: »Freut mich, dass ihr Visionen habt; bedauerlicherweise sind das nicht meine. Ich bin dann mal weg, schönes Leben noch!«

Das Problem war: Meine Eltern hätten mir einen Vogel gezeigt und gerufen: »Hör auf zu spinnen, du bist erst dreizehn!«

Außerdem bezweifelte ich, man würde mich als »Junger-Mann-zum-Mitreisen« für den Autoscooter auf Volksfesten einstellen,

damit ich mir dort die nötigen Kröten verdienen konnte, um allein über die Runden zu kommen.

Zur Verbesserung meiner Laune bemühte ich mich also, weitere Vorteile zu suchen.

Ich kritzelte in die Pro-Spalte:

- Oma und Opa sind leicht verrückt – das könnte lustig werden;
- vor der Tür ist ein Freizeitpark – auch wenn es nicht Disneyland ist.

Nun legte ich den Stift beiseite – und kam mir immer noch vor wie ein Hund, dem man seinen Lieblingsknochen weggenommen hat. Fröhlich zu werden fällt schwer, wenn man gerade sein Leben unfreiwillig hinter sich gelassen hat.

»Und was geht bei euch?«, sagte ich zu den vier föhngewellten Musikern auf dem ausgebleichenen Poster an der Wand. Die Band musste vor dreihunderttausend Jahren mal berühmt gewesen sein. Statt zu antworten, grinsten die Schönlinge nur auf mich herab wie Werbege-sichter für Anti-Pickel-Gesichtswasser.

Wenn ich die Augen zumachte und geduldig war, konnte ich im Raum unter dem muffig-staubigen Geruch noch etwas wahrnehmen: eine Kombination aus Moos und Bergamotte – plus einen Duft, den ich nicht beschreiben konnte, der mir aber vertraut war. So roch Papa.

Meine Finger strichen über die Kerbe im Bettrahmen. Der Name »RADI« war da eingeritzt. »Dass ich mal in Papas altem Zimmer wohne, hättet ihr auch nicht geglaubt, oder?«, fragte ich das Föhnwellen-Quartett.

Keine Antwort. Typisch!

Mein Vater redete selten vom Märchenpark. Doch von Telefonaten mit Opa wusste ich, was er dort als Junge erlebt hatte. Dass seine Geburtstage die schönsten gewesen waren, weil er alle Kinder zum Riesenradfahren und Zuckerwatteessen einladen durfte ... oder dass er – trotz Verbot – in der alten Ruine herumgeschlichen war.

In der Stadt fühlte Papa sich so fehl am Platz wie ein Gemüsebratling in der Fleischerei. Und ein Bingo-Nachmittag der »fröhlichen Landfrauen sechzig plus« war angeblich zehnmal spannender als sein Job.

»Die Ausbildung beim Finanzamt habe ich gemacht, weil es *vernünftig* war«, erklärte er mir und Judy. »Euer Opa meinte: »Bau *du* dir ein ordentliches Standbein auf, Radomil! Mach nicht die gleichen Fehler wie ich!««

Aber ein solides Standbein sei nutzlos, wenn man nie das Gefühl hat, angekommen zu sein.

»Eine Leere in sich zu fühlen, ist das Schlimmste«, sagte Papa. »Da nützt kein Sparstrumpf voller Notgroschen für neue Autoreifen oder falls Mama eine Krone benötigt.« Damit meinte er übrigens eine Krone für Mamas Mund, die ihr die Zahnärztin macht – keine für das Haar.

Als meiner Mutter Ellis gekündigt wurde (weil ihr Chef den Posten mit einer BWL-Studentin besetzen wollte, die blonder, billiger und braver war) und Opa Egon schon wieder wegen seines Rückens ins Krankenhaus kam, ging es rasend schnell:

Papa gab seine Arbeit und unsere Wohnung auf – und es hieß »Auf nach Beerental!«, um in den Familienbetrieb einzusteigen und Oma und Opa nicht hängenzulassen, wie Papa meinte.

In meinen dreizehn Lebensjahren habe ich gelernt: Erwachsene biegen sich die Sachen so zurecht, wie sie sie brauchen.

»Sie behaupten, dass sie Entscheidungen gemeinsam mit ihren Kindern treffen«, hatte ich Judy gesagt, nachdem wir von Mama und Papa vor vollendete Tatsachen gestellt wurden. »Aber da sind sie nicht ehrlich.«

»Wir können nur bei Kleinigkeiten entscheiden«, antwortete Judy. »Zum Beispiel dürfen wir eine Wandfarbe für unser Zimmer aussuchen. Oder wählen, ob wir an Weihnachten ins Dornröschen-Ballett gehen oder uns in der Oper »Hänsel und Gretel« ansehen.«

Ich nickte. »Dabei ist mir herzlich egal, ob ich mich bei Tänzern in zu engen Strumpfhosen langweile oder bei dicken Frauen, die Arien schmettern.«

Judy streichelte über das Haar meines kleinen Bruders Tom. Der hatte sich, nachdem er erfahren musste, dass wir wegziehen, auf ihrem Schoß in den Schlaf geweint. »Wie können sie so etwas nur über unseren Kopf hinweg beschließen?«, fragte sie.

»Weil sie wussten, dass wir dagegen sein werden«, sagte ich. »Also haben sie ihre Macht ausgespielt. Aber natürlich geben sie das nicht zu.«

»Ihr könnt das nicht richtig einschätzen!«, äffte Judy Papa nach. »Ihr kennt den großen Zusammenhang nicht. Und ihr seht nicht, welche Vorteile der Umzug für eure Entwicklung hat.«

»Mir wäre lieber, Mama und Papa würden bei der Wahrheit bleiben, statt so eine pädagogische Grütze zu schwafeln!«, sagte ich. »Ist so, kommt klar damit! Solange ihr nicht volljährig seid, können wir mit euch machen, was wir wollen!« – das wäre eine ehrliche Antwort.«

Diese ehrliche Antwort kam bis heute nicht.

Mama und Papa blieben bei ihrem »Eltern-wissen-was-das-Beste-für-ihre-Kinder-ist«-Märchen.

Und jetzt, einige Wochen später, hockte ich also auf meinem Bett im ersten Stock der »Villa Wolkenheim« und versuchte, das Beste aus dieser irren Situation zu machen, um keinen Lagerkoller zu bekommen – wie es gerade bei meiner polternden Schwester der Fall war.

Kaum hatte ich den letzten Eintrag in meine Liste gemacht, stürmte Judy herein, ließ sich neben mich auf die Matratze plumpsen und starrte an die Decke.

»Flo, du hättest Papa diese ganze Märchenpark-Schnapsidee ausreden können!«

»Ich bin kein Baby mehr!«, sagte ich. »Mein Name ist Florian!«

»Stell dich nicht an!«

»In Ordnung, *Edyta*.«

»Wenn du dich mehr angestrengt hättest, wären wir noch zu Hause!«

»Das ist unfair! Das weißt du selbst!«

»Ein Gespräch von Mann zu Mann wäre die Lösung gewesen.« Judy drehte sich auf den Bauch. »Auch wenn Mama behaupten würde, dass ich nicht emanzenhaft rede.«

»Das heißt »emanzipiert«, entgegnete ich. »Emanze ist ein Schimpfwort.«

Judy sprang vom Bett und streifte umher wie ein Waldiltis im Käfig. »Papa sagt das so, wenn er mit Onkel Kurt telefoniert.«

»Deshalb brauchst du ja nicht den Papagei zu machen!« Ich setzte mich auf. »Nimmst du das Haus auseinander, weil du dich abreagieren willst oder suchst du was?«

»Beides.« Sie kniete sich hin, spähte unter meinen Schrank. »Ich vermisse meinen kleinen Taschenspiegel. Der, wo hinten der Aufkleber mit dem angebissenen Apfel drauf ist.«

»Ein Taschenspiegel ist immer klein. Sonst würde er schlecht in eine Tasche passen.«

Judy kam wieder hoch. Sie schnüffelte. »Hier stinkt es nach Klugscheiße.«

»Wie ich dich kenne, wirst du ihn verschlampt haben«, sagte ich. »Denk an deine Jeans, die man dir angeblich von der Wäscheleine geklaut hat: Wochen später ist dir eingefallen, dass du sie in unsere Gefriertruhe gelegt hattest, um den Kaugummi rauszukriegen.«

»Dieses Mal ist es anders.« Judy – wieder auf- und abgehend – sprach wie eine schlecht synchronisierte Heldin in einem Low-Budget-Thriller, die gerade eine Verschwörung aufdeckte. »Hier spukt es!« Sie stoppte, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand. »Gestern Nacht habe ich lila Funken an meinem Fenster gesehen.«

»Gleich sehe ich auch Funken!« Ich zog Judy vom Loch weg, aus dem Kabel hingen, weil die Steckdose fehlte. »Wenn du dir einen Stromschlag holst, muss ich die Sauerei wegmachen!«

»Siehste, absolute Bruchbude!« Sie stampfte hinaus und ging ihrer Häcksler-Tätigkeit im Flur weiter nach.

»Seid froh, dass ihr keine Frau in der Band habt«, sagte ich zu den Jungs auf dem Poster. »Hier spukt es! So ein gequirelter Mist!«

Zwar gebe ich es nicht gerne zu, aber manchmal wäre es besser, Judy ernst zu nehmen – auch, wenn sie noch so hirnrissig klingende Dinge sagt.